

indem sie all jene Gestalten, die dem Jungbrunnen schlichter Volksphantasie entliehen sind, durch den Griffel bewandeter Meister festbildet für alle Zeiten.

Unter den Künstlern, die in der Schilderung deutscher Märchen Werke von untergeordnetem Wert geschaffen haben, steht Moritz von Schwind, dessen Geburtstag sich am heutigen 21. Januar zum hundertsten Male feiert, obenan. Die Wege des Künstlers stand zu Wien an der schönen blauen Donau, und hier war es auch, wo er seine erste Ausbildung erhielt. Von Ludwig Schwaner dann in der Malkunst unterwiesen, zog er als 24-jähriger nach München, um hier unter der Regide des großen Cornelius, der das Talent seines Schülers rasch erkannt hatte, fleißig zu schaffen. Ein treuer Mitarbeiter seines Meisters, ward er von diesen zur Teilnahme an der künstlerischen Innendekoration zahlreicher damals entstehender Prachtbauten herangezogen und immer verstand er es, die ihm gestellten Aufgaben in glänzender Form zu lösen. In jene Münchener Zeit fällt auch die Entstehung seines geistvollen Selbstbildes „Ritter Kuts Brantfahrt“, das eine treffliche Interpretation der Goetheschen Dichtung bildet. Im Jahre 1839 erhielt Schwind mit einem Auftrage nach Karlsruhe den ehrenvollen Auftrag, den Innenbau der dortigen neu erbauten Kunsthalle auszuführen, eine Arbeit, der sich alsdann die Ausführung des Stängelsaales der ersten stammler dachstuhl anschloß. Neben dieser Tätigkeit fand er indessen immer noch Zeit, ein umfassendes künstlerisches Schaffen zu entfalten, aus dem mancher hervorragende Stoffeilebild, mancher ein Karion mit allegorischen Darstellungen hervorging. Außer seiner erst später in Del ausgeführten Komposition „Der Rhein und seine Nebenflüsse“ sind es besonders die größeren Bilder „Die Kiste“, „Der Hochzeitsmorgen“, „Die Sage vom Ritter Kuno von Falkenstein“ und „Der Sängerkampf“ (letzteres in Frankfurt für das städtische Institut gemalt), die jener Periode als bedeutende Arbeiten angehören.

Im Jahre 1847 wurde Schwind als Professor an die Münchener Akademie berufen und fand nunmehr auf der Höhe seiner Kraft und seines Könnens. Von 1853 ab war der Künstler an der malerischen Ausgestaltung der Barbourskirche tätig, die eine Reihe seiner besten Werke aufzuweisen vermag. Obwohl die Szenen aus dem Leben der heiligen Elisabeth, mit denen die Wände des Chores bedeckt sind, wie das den Sängerkrieg illustrierende Wandgemälde im Sängersaal und die Darstellungen aus dem Leben des Landgrafen Ludwig in einem der Zimmer sind bereits Zeugnisse seines Künstlerfleißes. Auf Bestellung des Vereins für historische Kunst malte er dann das große Geschichtsbild „Kaiser Rudolfs Todestritt nach Speyer“, das jetzt die Wände der Kunsthalle ziert. Moritz von Schwinds Kunst drang weit hinaus über die Grenzen des Heimatlandes, und so erhielt er denn Aufträge für die Ausmalung des Glasgower Minsters und der St. Michaelskirche zu London. Nachdem er 1860 die Bilder für den Domkapitel der Frauenkirche und 1863 die Freskogemälde für die Pfarrkirche zu Reichenhall ausgeführt hatte, widmete er sich der künstlerischen Ausgestaltung des Wiener Opernhauses, für dessen Loggia er einen prächtigen Freskocycklus aus der „Zauberflöte“ schuf und dessen Foyer er mit 16 Temperabildern verließ. Auch eine Reihe kleinerer Selbstbilder und Zeichnungen zu Werken plastischer Kleinkunst, sowie Goldschnitte und Radierungen gingen aus den Händen des Meisters hervor, der nimmer müde ward im Dienste seiner Kunst.

Die Höhe seiner poetischen Schöpfungskraft erreichte Moritz v. Schwind mit der Darstellung von Szenen aus deutschen Märchen. Wie wunderbar anmutig ist seine Bilderreihe zu „Aschenbrödel“, die er für den Baron Frankenstein malte, wie fein komponiert seine Serie „Die sieben Raben“, die das Schicksal zu Weimar beherbergt. Sein Hauptwerk aber, mit dem er sich schon seit dem Jahre 1834 in Gedanken beschäftigt hatte, „Die schöne Melusine“, und mit welchem er sich als gottbegnadeter Meisterwerk geizte, war sein künstlerischer Schwanengesang. Am 8. Februar des Jahres 1871 ging er ein in die Grube der Seligen. Ein Kolossalwerk: Moritz von Schwind nicht, und seine tiefen Farben konnten nicht alle die Töne des Freskomaalers, als ein Meister aber erwies er sich in der geistvollen, poetisch durchdrungenen Komposition seiner Bilder und in der vollendeten Schönheit ihrer Zeichnung. So wird er denn mit jenen herrlichen Schöpfungen speziell mit denen, darin sich die ganze wunderbare Romantik unserer deutschen Volksmärchen wieder spiegelt, unvergessen bleiben und das traditionelle „Es war einmal“ auf

sein Lebenswerk keine Anwendung finden können, denn „es war — es ist — und es wird sein — für alle Zeiten.“

D. Reede.

### Ein Japaner in Thassa.

Was in den letzten 25 Jahren von europäischen Vorrichtungsschreibern, u. a. auch von Eben Gedin, so oft vergeblich versucht wurde, nämlich ein Besuch der Residenz des Dalai Lama in Thassa, ist fast gleichzeitig einem Russen, Herrn Kawaguchi, gelungen. Allerdings hat der Japaner drei Jahre auf die Vorbereitung zu seinem Besuch Tibets verwandt. Nicht nur durch seine Kleidung, sondern auch durch vollkommene Beherrschung der tibetischen Sprache und Gewöhnung an tibetische Sitten brachte er es fertig, als Tibetaner zu gelten, als Arzt hochgeachteter Persönlichkeiten zu funktionieren und zwei Jahre lang unerkannt zu bleiben. Dabei kam ihm aber sein mongolischer Abstammung mehr zu Hilfe als dem russischen Besucher. Angesichts der englischen Expedition nach Tibet, die jetzt wohl den Handelsplatz Gwangtse erreicht hat, erhalten die Mitteilungen, die Herr Kawaguchi am 25. November in der „Asiatic Society“ in Yokohama machte, ein erhöhtes Interesse.

Tibet ist im Verhältnis zu der Energiebegierde seines Bodens und der Fruchtbarkeit seines Klimas eigentlich bereits überbevölkert; es muß Korn aus China und Baumwolle aus Indien beziehen. Eine starke Auswanderung nach Indien und die Unsitte der Polygamie wirken einer allmählichen Vermehrung der Volkszahl entgegen. Auf die Polardirte führt Kawaguchi auch den Mangel an männlichem Unabhängigkeitsstolz zurück, den er als charakteristisch beobachtet.

Die Kultur des Priesterstaates zeigt indische und chinesische Einflüsse in eklektischem Nebeneinander. Die Gärten der Klöster ähneln mit ihren Rajen-läden auch den Gärten der Herrscherpaläste Indiens bereits nach. Politisch überwiegt aber, da seit dem japanisch-chinesischen Kriege und der Botschaften Chinas in Peking, der russische Einfluß. Ein geheimer Vertrag, den ein tibetischer Abgesandter 1901 in Petersburg abschloß, russische Privilegien und Gebiete von Gobi, Kaschgar, Tibet, Urumqi und Sibirien verleiht ihre Wirkung um so weniger, als die Tibetaner das Erscheinen eines neuen Religionsführers und Weltbeherrschers aus einer nach ihrer Sage im Norden gelegenen Lande erwarten. Der Jar gilt bei den Propheten der Hochfläche als eine Inkarnation des alle Länder vereinigenden Maha Bodhiarwa. In der königlichen Viktoria konnten sie nur die Wiederbelebung des in Thassa befindlichen Abbildes der Göttin Minerva des tibetischen Pantheons erkennen.

Trotz der Priesterherrschaft spielt die Religion eine geringe Rolle. Wie tierischen Staatsaffen legt sogar der Dalai Lama seine Priesterkleidung ab, um in seidenen Volkskleidung den Staat zu repräsentieren. Gewählt wird er durch die Vorsteher der vier Hauptklöster in Thassa, von denen jeder bei eintretender Vakanz den Namen eines Kindes aus dem Thronkandidaten in eine goldene Kanne tut. Jedes Tage bleibt diese Kanne verriegelt. Dann verjüngt sich die ganze höhere Priesterkaste, das Siegel wird zerbrochen und ein Zettel herausgezogen. Das darauf bezeichnete Kind gilt als mit dem Willen der Götter zum Herrscher bestimmt. Der jetzige Dalai Lama ist 28 Jahre alt und sehr schlau und energiegelad. Seine Autorität stützt sich auf eine systematische Verwaltung und einen gut disziplinierten Kriegerstand. Kriechend müssen sich seine Untertanen dem Thron nähern. In den Klosterkennern werden auch die Staatsbeamten herangebildet. Dem allgemeinen Bildungstrieb der Tibetaner ist die indische Regierung durch Gründung von Freischulen in Darjeeling entgegengekommen, an denen begabtere Schüler auch noch hohe Stipendien erhalten. Solche Auslandschüler fühlen aber gegen ihre Patrioten keinerlei Dankbarkeit.

Nach Kawaguchi werden die Engländer in der bittern Winterfalle und dem Fremdenhaß der Kriegerfalle die Hauptbedrohungen ihres Vordringens finden. Wenn die Kommissionen geschickt manövriert, so werde der schließliche Erfolg nicht zweifelhaft sein. Natürlich kann Rußland eine Gegenwirkung verjagen.

Seine Heilungen machte Kawaguchi, der kein Arzt ist, durch Suggestion und Kurpfuscherei. Namentlich bei der in Tibet sehr häufigen Wassersucht will er im Anfangsstadium gute Erfolge erzielt haben. Als aber ein tüchtiger Studiensohn aus Darjeeling her-

riet, daß Kawaguchi ein japanischer Priester sei, mußte er trotz hoher Protektion schleunigst das Land verlassen. Prinzipiell wird also die Abgeschlossenheit Tibets bis zur äußersten Konsequenz durchgeführt.

### Der Kurfürst von Köln gegen das Duell.

Schon 1685 schritt die kurfürstliche Regierung scharf gegen „die zunehmenden Duelle, Raufereien, Balgereien und Angewaltungen ein.“ Es wurden, so lesen wir in der kölnischen Zeitung, nicht nur der Zweikampf, sondern auch Schlägereien, Anwesenheit sowie unterlassene Abgabe, mit schweren Leibes- und Lebensstrafen bedroht. 1699 mußte das Edikt erneuert werden und so noch öfter im Lauf der Zeit. Im Jahre 1742 heißt es: Obwohl in allen göttlichen, natürlichen, geistlichen u. weltlichen Rechten das Raufen und Duellieren nicht allein als ein der allerhöchsten göttlichen Majestät und der höchsten landesherrlichen Hoheit usw. unverantwortlicher Eingriff, sondern auch als eine mutwillige Rauferei zu betrachten sei, so hätten die Untertanen immer noch nicht den nötigen Abscheu gegen das abscheuliche Verbrechen des Duellierens. Im Gegenteil werde die tolle, raue Duellerei als eine ganz verkehrte Ehrenrettung bei den Untertanen des Reichs und Militärs standes betrachtet. Daher werde das Duellieren, auch wenn es getötet werde, mit dem Tode, und zwar die rittermäßigen durch das Schwert, die übrigen aber durch den Strang, ferner mit Beschlagnahme des Vermögens und bei denen von Adel auch mit Zurückziehung des adeligen Wappens bestraft. Der im Duell Gefallene soll sein eheliches Begräbnis erhalten, sondern am Galgen aufgehängt werden, jedem zum abschreckenden Beispiel. Gegen die Entlohnungen soll in contumaciam verfahren und das Urteil in eilige Vollziehung werden. Diese so scharfe Androhung scheint aber doch nicht geholfen zu haben, denn sonst würde man sie nicht immer wieder erneuert haben von 1685 an. Allerdings war damals in der guten alten Zeit die Disziplin so willkürlich und der Einfluß des Adels, der ja mehr oder weniger alle hervorragenden geistlichen und weltlichen Ämter bekleidete, so groß, daß sich immer wieder Wege gaben, auf denen man entkommen konnte. Um den Raufereien u. Duellen entgegenzuwirken, wurde zu verschiedenen Zeiten das Tragen von Regen- und Seitengewehren verboten. So heißt es 1751, daß alle Adelsleute, die nicht den Grad eines Doktors oder Magisters erlangt haben, sowie alle Schreiber, Kaufmannslehre, Diener, Apotheker, Barbierer und Handwerksgehilfen keine Degen tragen dürfen. Zuwiderhandelnde sollten mit Freiheitsstrafe des Degen und militärischen Strafen oder Verhaftung belegt werden. (Schlichte in diesem Falle eine Geldstrafe.) In dem „willkürlich“ liegt auch ein Bild der Zustände damaliger Zeit.

### Zum 21. Januar.

dem hundertjährigen Geburtstag Moritz von Schwinds, sei an eine hübsche Anekdote aus dem Leben des berühmten Mannes erinnert. Ein vornehmer, aber etwas beschränkter Münchener hat einst den Meister, er möge ihn doch in seine Schule aufnehmen, um ihn in seiner großartigen Ausführung der Bleistiftzeichnungen zu unterweisen und ihm zu zeigen, wie er das mache. „O, Herr Baron“, erwiderte darauf der Künstler in seiner Art, „das kann ich Ihnen auf der Stelle sagen. Mein Papier kaufte ich — wolle Sie es gefälligst aufschreiben — bei H. in der R. . . frage, meine Bleistifte — A. W. Haber — beziehe ich von H. in der R. . . frage; von derselben Firma habe ich auch diesen Gummi, brauche ihn aber wenig! Deito öfter benutze ich dieses Federmeißel, um die Bleistifte zu spitzen; es ist von T. . . in der D. . . frage. Habe ich nun alle diese Dinge an dem Tisch liegen, und sage ich mir: heute will ich ein Bild malen — dann lege ich mich hin und fange an.“

### Leben und Leiden!

Es gibt Menschen, die wollen es nicht recht einsehen, daß zum Leben auch eine gute Portion Leid gehört. Und doch gehts ohne Leid bei keinem ab. Es kann äußere oder innere Not sein, was den Menschen bedrückt, aber irgend ein Kreuz hat doch jeder zu tragen. Man braucht deshalb noch nicht unglücklich zu sein. Das Leid in der Welt hebt die Lebensfreude und das Lebensglück keineswegs auf. Ja, wer viel zu leiden hat, wird um so dankbarer für jeden Licht- und Silberblick in seine dunklen Tage. Gemütskraft, Gelassenheit und Bescheidenheit sind Tugenden, die zunächst nur in der Schule des Leidens gelernt werden.

Verlag und Rotationsdruck der Rätischen Vereinsdruckerei, Rotationsdrucker: H. A. Sappe in Dörmum.

# Der Erzähler





**Täglich erscheinendes Unterhaltungsblatt**

Bel der Arbeit recht Beginnen,  
Bald Entleeren rechter Schatz.

Träume sind nicht Taten:  
Ohne Arbeit wird dir nichts  
geraten.

Nr. 6.

21. Januar 1904

## Die kleine Kapelle.

Preisgekrönte Novelle von A. de Voijoux. Genehmigte Uebersetzung.

(Nachdruck verboten.)

Man trank auf die Gesundheit der ganzen Gesellschaft, der Alten, der Jungen, aller Freunde, auf die zukünftige Braut Friedrichs, der sich nicht enthalten konnte, seiner Mutter mit den Augen zu zwinkern, auf den zukünftigen Gatten Margelines — Margeline lächelte still vor sich hin bei einer Erinnerung, die niemand ahnen konnte — und selbst auf die noch in weiter Ferne liegende Heirat von Georgine, obwohl ihr Ekel verriet, daß man wohl niemals jemand finden würde, der sich mit einer kleinen Wilden, wie sie eine wäre, herumschlagen wollte.

Schön wandte sich Herr Vanderjull nach Friedrich hin.

„Junges Mann, wir sind beim Dessert. Das ist die beste Zeit zum Plaudern. Sie haben uns nichts von den Pariser Cafés erzählt, und doch ist das ein Gegenstand, der uns sehr interessiert.“

„Vielleicht habe ich noch nicht davon gesprochen, weil darüber zu viel zu sagen ist, Herr Vanderjull. Ich habe Cafés in Paris gesehen! — Cafés so elegant.“

„Ja, in den Zeitungen liest man oft darüber.“

„Man muß es sehen, wie diese Establishments gehalten werden. Man kann nirgend mehr Bequemlichkeit, nirgend mehr Luxus finden. Alles ist veraltet, alles mit Spiegelglas versehen. Die Hoteliers sehen aus wie Geier, an allen Türen stehen Diener in Livree. Man nennt sie Grooms.“

„Ja“, sagte Herr Vanderjull, „man will jetzt alles auf englische Art einrichten.“

Friedrich hob fort:

„Und die Kronleuchter aus Bergkristall, wenn die angezündet sind, sieht es aus, wie ein Feuerwerk! Und erit die Gerätschaften.“

„Die Gerätschaften?“

„Ja, überhaupt alles, was gebraucht wird: die Teller, die Kaffeetasse, die Gläser — mit einem Worte die ganze Wirtschaft.“

„O, Mama, das würde Dir gefallen, wenn Du das sehen könntest: Du die zu so gerne hast, daß alles glänzt. Und dann ist eine Komptoirdame da: — eine Komptoirdame so elegant . . . wenn ich einmal verheiratet bin, so soll meine Frau auch immer nach der letzten Mode gekleidet gehen. Es geht doch nichts so gut auskommen, wie eine schöne Frau und schöne Toiletten, nicht wahr, Fräulein Margeline?“

„Das weiß ich nicht“, antwortete Margeline, „aber ich weiß wohl, daß ich um alles in der Welt nicht in

der Weise in einem Cafe auf der Ausstellung stehen möchte.“

„Nah“, erwiderte Herr Vanderjull lebhaft, „daran solltest Du Dich schon bald genug gewöhnen.“

Man brachte den Kaffee.

Wenn Sie uns jetzt etwas trinken wollten, Friedrich“, bat Herr Vanderjull, „zum Schluß des Desserts kommt ein wenig Musik immer gut.“

„Ich kann aber gar keine vollständigen Lieder singen, Herr Vanderjull. Da könnten wir viel eher Fräulein Margeline bitten, uns den Gesellen zu tun.“

Und eilig fügte Frau Barcollier bei: „Ja, liebes Kind, Sie würden uns große, große Freude machen, wenn Sie uns etwas singen wollten.“

„O, Frau Barcollier“, erwiderte Margeline und wurde so rot wie die Wänder auf Georgines Out, „nehmen Sie es mir nicht übel, aber ich kann ganz gewiß nicht singen.“

Du tätest besser, einige moderne Romane zu lernen, anstatt alle die Kirchenlieder, die Du jeden Sonntag singst. Damit kannst Du wenigstens in Gesellschaft andern eine Freude machen.“

Sagen Sie das nicht, Herr Vanderjull“, antwortete Frau Barcollier, „welches junge Mädchen läßt sich nicht gerne in der Kirche mit, und man braucht Fräulein Margeline nur anzusehen, um überzeugt zu sein, daß die frommen Lieder ganz gewiß ihr Gutes haben.“

„Run Friedrich“, rief Herr Vanderjull, dem der Champagner bereits zu Kopfe stieg, „so haben wir niemand mehr als Sie. Lassen Sie Ihr Lied ertönen, während man uns die Kaffee bringt.“

Friedrich ließ sich nicht zweimal bitten.

Er stand auf, und mit starker, wohlklingender Stimme stimmte er ein Volkslied an, welches damals auf allen Straßen von Paris gesungen wurde, während man es heutigen Tages höchstens noch auf der einen oder anderen Drehorgel findet. „Denkst Du noch d'ran, Soldat? Denkst Du noch d'ran?“ erklang die leichte, mit sich fortziehende Melodie.

Am Schluß eines jeden Verses lud Friedrich durch eine Handbewegung seine Zuhörer ein, den Refrain, der wiederholt werden sollte, mitzuführen, und Herr Vanderjull brummte den Refrain und schlug mit seinem Messer den Takt auf dem Tisch; Georgine sang aus Leibeskräften und selbst Margeline, die den Schein vermeiden wollte, als jürne sie wegen der Bemerkung ihres Onkels, bemühte sich, ihr Eiferklein beizubringen, während Frau Barcollier, die sich schmei-

delte, in ihrer Jugend eine sehr schöne Stimme besessen zu haben, alles zur Geltung brachte, was ihr noch zu Gebote stand.

Nach jedem Vers sprach man den Gläsern zu und als das Lied schließlich zu Ende war, vereinigten sich die fünf Stimmen mit wirklichem Begeisterung in dem letzten Refrain:

„Sag' mir, Soldat, sag' mir, denkst Du noch d'ran?“

Aber Georgine wurde müde und unwillkürlich ließ sie sich aufs Sofa nieder. Ihr Köpfchen war durch Hitze und Champagner schwer geworden, jetzt lehnte sie es an die Rückenlehne des Kanapées, während die Lippen sich noch mechanisch öffneten und die Worte wiederholten: „Sag' mir, Soldat, sag' mir“

„Sag' mir, Soldat, sag' mir, denkst Du noch d'ran?“

Aber Georgine wurde müde und unwillkürlich ließ sie sich aufs Sofa nieder. Ihr Köpfchen war durch Hitze und Champagner schwer geworden, jetzt lehnte sie es an die Rückenlehne des Kanapées, während die Lippen sich noch mechanisch öffneten und die Worte wiederholten: „Sag' mir, Soldat, sag' mir“

„Sag' mir, Soldat, sag' mir, denkst Du noch d'ran?“

„Es ist sehr heiß hier“, sagte Frau Barcollier, „wir könnten vielleicht ein wenig in den Garten gehen.“

„Ach ja“, antwortete Margeline, „als wir ankamen, versprach mir die Wirtin ein Bouquet Dahlias.“

„O, das ist schön, mein Liebster. Gehen Sie nur schon einmal vor mit Friedrich, während Herr Vanderjull und ich die Rechnung in Ordnung bringen.“

Aber Herr Vanderjull protestierte.

„Nein, daraus wird nichts! Die Rechnung ist diesmal für mich allein . . . Geht nur hinaus in den Garten, Kinder!“

„Ach, gehen Sie doch“, flüsterte Frau Barcollier, „die kleine ist fast eingeschlafen.“

„Ach, wenn Sie doch“, flüsterte Frau Barcollier, „antworte Margeline und trat auf den Kanapée zu.“

Nicht doch, mein Kind, lassen Sie sie ruhen. Nichts ist so unangenehm, als im ersten Schlaf gestört zu werden. Das arme Mäuschen ist gewiß nicht gewohnt, so lange zu Tische zu sitzen.“

Herr Vanderjull trat hinzu.

„Geht nur, Kinder, geht.“ Frau Barcollier und ich werden den Nachtrag bilden und Georgine bleibt auf dem Schlachtfeld; für andern vornwärts, marsch!“

Margeline gehorchte, nicht ohne sich vorher noch einmal nach ihrer Schwester umgesehen zu haben, ob dieselbe nicht von selbst wieder aufwachte. Jetzt ging sie mit Friedrich hinaus, der in der offenen Tür stehend noch vor sich hin trallerte: „Das Wahl ist vorüber; nun gehen wir lieber . . .“

